(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung

Nr. 137 | Freitag, den 14. Juni | 1901

Die Taufrede in Kiel.

Die vom Großherzog von Baden beim Stapellauf des Linienschiffes „Zähringen“ gestern in Kiel gehaltene Taufrede lautete etwa folgendermaßen: Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät bringen wir vereint unsern wärmsten Dank dar für die erhebende Aufgabe, welche Allerhöchstdieselben uns für den heutigen Tag anvertraut haben. Wir erkennen in dieser freundlichen und gütigen Absicht einen erneuten Beweis der Gefühle, welche Eure Majestät den engen Familienbeziehungen widmen, die unsere beiden Häuser verbinden. Wir erkennen aber auch die hohe Bedeutung, welche in dem heutigen Taufakt für unser Haus und Land enthalten ist durch den Namen, welchen Eure Majestät für das Linienschiff „E.“ gewählt haben. Der Name Zähringen verbindet sich nunmehr noch enger mit den großen Interessen, welche die deutsche Flotte bestimmt ist zu schützen und zu wahren. Ein alter Name führt uns stets in das Reich der Vergangenheit, und da finden wir denn auch Bilder für den Vergleich mit den Aufgaben der Gegenwart, oft auch Vorbilder für die Entwickelung der Macht und der Stärke großer Reiche. Wir finden dabei immer die große Thatsache begründet, daß eine mächtige Flotte der kräftigste Schutz für das Gedeihen und Blühen großer Reiche ist. Das führt uns zu einem Rückblick in die Geschichte der deutschen Nation, lehrt uns aber auch, wie der Mangel an Macht und Stärke ein großes Volk zu schweren Kämpfen nöthigt, um sein Wohl und Gedeihen vor bleibendem Schaden zu bewahren. Im Jahre 1848 war es mir vergönnt, an dem Kriege in Schleswig-Holstein theilzunehmen und damit an den ersten Bestrebungen, Deutschland zu festerer Einigung zu führen. Damals entbehrten wir des Schutzes zur See, aber dieser Mangel weckte auch den Willen, einen Schutz zu schaffen. Wir alle wissen, welche Zeit verging, bis die nationale Einigung erkämpft war, wir wissen aber auch, daß diese Einigung nur möglich wurde mit und durch eine Persönlichkeit, wie unser großer Kaiser Wilhelm es gewesen ist. Der Begründer des Deutschen Reiches war auch der Schöpfer der deutschen Flotte. Auf dieser Grundlage verdanken wir die mächtige Fortentwickelung dieses unentbehrlichen Machtverhältnisses der rastlosen Fürsorge Eurer Kaiserlichen Majestät. Möchte es Eurer Majestät auch vergönnt sein, diese stetige Machtentfaltung zu voller Stärke durchzuführen, so wird für das Deutsche Reich daraus eine Blüthe des Handels und Verkehrs zu erwarten sein, welche die Nation zu den Höhen kräftigsten Lebens erhebt. Das bedeutet dann eine Festigung friedlicher Zustände und den friedlichen Austausch gleicher Interessen mit den großen Nationen zivilisirter Länder. Dem Linienschiff „Zähringen“ aber wünsche ich einen erfolgreichen Schutz der Nordküste des Deutschen Reiches, so wie es dem Geschlecht der Zähringer von jeher beschieden war, im Südwesten Deutschlands die Wacht am Rhein zu halten. Der heute von der Tochter Kaiser Wilhelms des Großen vollzogene Taufakt gereiche dem Schiff „Zähringen“ und seiner Besatzung zu bleibendem Ruhme. Angesichts dieses großen Kriegsschiffes erschalle zum ersten Mal der Ruf: Seine Majestät der Kaiser Hurrah!“

Der Adel des Vollbluts.

Von Leopold Werder.

(Nachdruck verbo'en.)

Die Sportsaison steht auf ihrer Höhe. Das österreichische, französische, englische Derby sind bereits gelaufen; die Aufmerksamkeit der Sportfreunde ist jetzt dem deutschen Derby zugewandt, das uns darüber belehren soll, welcher deutsche Gaul sich des edelsten Blutes, der vollendetsten Ausbildung seiner Fähigkeiten rühmen darf. Gar wundersam ist es, sich daran zu erinnern, daß die gesammte Rennzucht Europas auf drei arabische Hengste zurückgeht, die die Stammväter der drei großen noch heut blühenden Familien des englischen stud-book geworden sind. Im letzten Drittel des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts kamen diese drei klassischen Thiere nach England und noch bis zum heutigen Tage wirkt die Kraft ihres edlen Blutes in den schönen Rennen, die mit gestreckten Hufen und mit leidenschaftlichem Ehrgeitze unsere Bahnen durchmessen. Im Hinblicke auf diese Thatsache hat man wohl, bei aller Achtung vor unserem trefflich entwickelten Vollblute und seinen besonderen Vorzügen, das Recht, das arabische Pferd als den Adel des Vollbluts zu bezeichnen, und wer je ein solches Pferd gesehen hat, wird ihm diesen Ehrennamen nicht verweigern. Selbst der Laie erkennt das edle Blut eines echten Arabers sogleich an dem eigenthümlichen und herrlichen Leben, das aus allen Formen eines solchen Thieres spricht, besonders aber in seinen Augen sich ausdrückt. „Alle ihre Gedanken (sagt Lamartine von den arabischen Pferden) malen sich in ihren Augen und in der krampfhaften Bewegung ihrer Backen, ihrer Lippen und ihrer Nüstern ebenso unverkennbar, wie die Eindrücke der Seele auf dem Gesichte eines Kindes. Die Beweglichkeit und Durchsichtigkeit der Physiognomie dieser Pferde wird man für unglaublich halten, wenn man nicht Zeuge davon gewesen ist.“ Im Stalle, in der Ruhe erscheint solch ein Thier oft unscheinbar, aber tritt es in Aktion, dann offenbart sich sogleich der Adel des Blutes. Dann blitzen die Augen wie Feuer; die Nüstern öffnen sich so weit, daß eine geballte Faust darin Platz hätte; das Spiel aller Muskeln, bis in die feinsten Verästelungen, wird erkenntlich; mit unvergleichlicher Anmuth erhebt das Pferd den eleganten Hals mit dem kleinen geistreichen Kopfe und schwebend erhebt es sich vom Boden, so daß man die Vergleiche, die der Araber zwischen ihm und den Bewohnern des Luftreiches zieht, wohl versteht. Allerdings hat das arabische Pferd auch seine Nachtheile, wozu die berufensten Kenner vor allem seine geringe Größe (das Nedschdpferd mißt nur 1,32 bis 1,43 m), die übergroße Feinheit seiner Beine und die mangelhafte Schrittaktion zählen. Aber diese Mängel werden überstrahlt durch den Rhum, den seine Ausdauer und sein Stahl wahrhaft verdienen. Es wird erzählt, daß echte Araberrosse ihre von Feinden verfolgten Herren nicht nur stundenweise, sondern bis zu einem Tage lang mit Windeseile davongetragen, daß sie sie durch Sprünge von unerhörter Kühnheit gerettet haben. Ein von einem französischen General mit Befehlen gesandter Araber machte in 24 Stunden 50 deutsche Meilen auf unebenem, steinigem Boden. Abd-el-Kader behauptet, ein Vollblutaraber könne 3—4 Monate täglich 25 deutsche Meilen zurücklegen! Die Wahrheit einer solchen Angabe ist schwer zu kontroliren; sicher aber ist, daß es kaum genügsamere Thiere geben wird, als diese edlen Pferde. Sie müssen im Nothfalle selbst einen ganzen Tag rennen, ohne zu essen und zu trinken; sie ertragen die brennende Sonnengluth der Wüste; sie werden, rauchend und triefand von Schweiß ins Wasser gezwungen, und trotz der liebevollen Zärtlichkeit, die der Araber seinem Gaule zuteil werden läßt, genießt ja dieser nie etwas, was dem luxuriösen Komfort ähnelt, der unseren Rennpferden gewidmet wird.

Wenn das arabische Pferd jeden Naturfreund durch seine Schönheit interessirt, wenn es für die Pferdezucht und den Sport von der höchsten Bedeutung geworden ist, so hat es auch seine geschichtliche Wichtigkeit. Denn nur die Verwendung des Pferdes hat es den Nomaden der arabischen Wüste ermöglicht, unter dem Banner Mohammeds ein Weltreich zu begründen, das bis zum Indus und bis zum Atlantischen Ozean reichte. In diesem Ozean lenkte Okbah sein Pferd bis zum Halse und rief: „O mein Gott, Du siehst, wenn dies Meer mir nicht ein unbesiegbares Hinderniß entgegenstellte, so würde ich noch weiter vordringen, um im Namen des Islams die zu bekämpfen, die einen anderen Gott anbeten, als Dich!“ So weit sie ihre unermüdlichen Rosse trugen, stand den Arabern und ihrem Propheten die Welt offen und ein Zug echtester Symbolik ist es deshalb, wenn sie ihre edelste Zucht auf die Stuten des Propheten zurückführen.

Leider enthält die Geschichte des Pferdes und der Pferdezucht in Arabien mehr Dunkelheiten, als unter diesen Umständen erwünscht ist. Früher glaubte man, daß das Pferd in Arabien sehr alt, ja, daß Arabien vielleicht die Heimath des Pferdes überhaupt sei. Dem widersprechen indeß die bestimmtesten Zeugnisse. So weiß eine Keilinschrift v. J. 733 v. Chr., die erzählt, daß der Assyrerkönig Taglatfalazer II. bei der Eroberung von Arabien 30 000 Kameele und 20 000 Stück Rindvieh erbeutet habe, nichts vom Pferde. Die Araber, die dem Heere des Xerxes folgten, waren nach Herodot auf Kameelen, nicht auf Pferden beritten. Strabo, Diodor usw., die Arabiens Thierwelt beschrieben, erwähnen das Pferd nicht. Erst im 2. Jahrhundert n. Chr. rühmt Oppian den Araber als ein gutes Jagdpferd und 200 Jahre später erscheint bei Ammianus Marcellinus neben dem Kameel auch das „leichte unansehnliche, aber ausdauernde Pferd“ der Araber. Führen also auch die Araber selbst ihre Zucht auf ein Pferd König Salomos zurück, so scheint es doch, daß sie in Wahrheit erst in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung das Pferd kennen lernen. Gewiß ist dann, daß sie es sehr geschwind veredelten: schon im 6. Jahrhundert priesen ihre Dichter den Adel ihrer Pferde. Zu dieser Verbesserung der Zucht mögen wohl die schon vor Mohammed in Arabien üblichen Wettrennen viel beigetragen haben. Zu diesen Rennen wurden die Pferde dem Tadmir d. h. einem Training unterworfen, das ihre Schnelligkeit zum höchsten Grade steigerte. Unter gewaltigem Volkszulaufe fanden die Rennen statt; die Preise waren erheblich, doch stärker als die Gewinnsucht war der Ehrgeiz der auf ihre Rosse stolzen Stämme, der sich bis zum Fanatismus steigern konnte. Im 6. Jahrhundert rannten die beiden Pferde Dahes und Gabrah, die den Stämmen der Dhobyan und der Absiten gehörten' um den Preis von 100 Kameelen. Gabrah siegte aber die Dhobyans behaupteten, ihr Besitzer habe unlautere Mittel angewandt und daraus entsprang ein 40jähriger blutiger Krieg zwischen den beiden Stämmen.

Mit der Persönlichkeit Mohammeds treten wir in helleres geschichtliches Licht. In den Aussprüchen des Propheten spiegelt sich die innige Verehrung des Arabers für seine edle Zucht wieder. „Der böse Geist“ — heißt es da einmal — „wagt es es nicht, in ein Zelt zu treten, in dem sich ein Pferd edlen Blutes befindet.“ Sehr bezeichnend für den arabischen Volksgeist ist das Wort: „Alles Uebel hat zwei Quellen — das Weib und das Pferd.“ An anderen Stellen des Korans wird gesagt, daß der für Pferde ausgegebene Groschen von Gott als ein ihm eigenhändig gegebenes Almosen angesehen werde, und daß Gott jedes Gerstenkorn, das man dem Pferde verabreiche, in das Register der guten Thaten einschreibe. So hat Mohammed nicht allein die Liebe des Arabers zum edlen Pferde und seiner Zucht vertieft, sondern ihr sogar ein religiöses Gepräge, den Stempel einer sittlichen That aufgedrückt. Der Prophet soll fünf Lieblingsstuten gehabt haben und auf diese Stuten sollen die „fünf Geschlechter“ (El = Khan) zurückgehen, die die Elite der arabischen Zucht, ihr Vollblut darstellen. Sind nun auch die Araber leicht bei der Hand bei der Versicherung, daß ein Pferd den El-Khans angehöre, so ist es doch in zahlreichen Fällen unmöglich, die Richtigkeit dieser Angbe festzustellen Es giebtin der Wüste kein stud book, und der Stammbaum, den man den Europäern mittheilt, ist gewöhnlich ein Phantasieprodukt. Vater und Mutter des Pferdes aber stehen fest. Sobald bei einem Araber ein Fohlen edler Abkudst zur Welt kommt, beeilt er sich, diese Thatsache durch einwandfreie Zeugen bestätigen und in einem Dokumente feststellen zu lassen, das dem Thiere um den Hals gehängt zu werden pflegt. Diese Dokumente haben durch die blumenreiche Sprache, in der sie gewöhnlich abgefaßt sind, etwas Originelles. Hier ein Beispiel, die Abstammungsurkunde eines Fohlens Obojan, „dessen Haut so rein und glänzend ist wie Honig“. Von ihm heißt es: „Dieses Fohlen ist den Pferden ähnlich, von denen der Prophet sagt: ein wahrhafter Reichthum ist eine edle und muthige Pferderasse — und von denen Gott gesagt hat: Pferde zur Schlacht sind die, die sich mit weitgeöffneten Nüstern auf den Feind stürzen, die vom frühen Morgen ab sich im Kampfe blosstellen.“ Folgt dann die Angabe des Besitzers und der Eltern des Fohlens.

Der Araber ist ein „Blutvanatiker“ trotz jeden Vollblutschwärmers. Nach ihm kann die einmal verunreinigte Rasse nie mehr wiederhergestellt, wohl aber die reine Rasse auch dann wieder zur höchsten Vollendung entwickelt werden, wenn sie durch irgend welche Fehler oder Nachlässigkeiten arg heruntergekommen ist. Nur ein von arabischem Vater und arabischer Mutter stammender Hengst gilt ihm für rein. Will er ein Pferd kaufen, so gilt seine erste Frage dessen Eltern, und wenn die Antwort hierauf nicht befriedigend ausfällt so bemüht er sich um das Thier überhaupt nicht weiter. Im anderen Falle tritt er in eine Musterung des Exterieurs und prüft schließlich das Thier auf seine Schnelligkeit und seine Ausdauer; denn dies sind die beiden Eigenschaften, nach denen er den Werth eines Pferdes beurtheilt. Nennt er aber einmal ein Pferd sein eigen, so hängt er mit der innigsten Zärtlichkeit an ihm; es wird völlig als ein Glied der Familie angesehen, und so treu das Thier seinem Herren ist so rührend ist, der Herr oft mehr um des Pferdes als sein Wohlbehagen besorgt. Es kommt vor, daß ein Araber sich für Jahre hinaus mit Schulden belastet, um sich in den Besitz eines edlen Thieres zu setzen, und das gilt nicht als unehrvoll. Denn mit ihm ist sein ganzer Stamm auf das Roß stolz; ja es kommt vor, das es im Besitze Mehrerer ist. So erzählt Pückler-Muskau von einer Stute, deren Beine je einem Herrn gehörten, dem fünften gehörte der Schweif und einem sechsten der Kopf des Thieres.

Unter diesen Umständen erklärt sich die Unlust der Araber, ein rasseedles Pferd zu verkaufen, von selbst. Zahllos sind die Anekdoten hierüber. „Du bist ein reicher Herr“, sagte der Besitzer einer herrlichen Stute zu Sir John Malcolm, der das Thier gern erworben hätte; „hast schöne Pferde, man sagt mir, Du habest Berge von Gold und Silber, aber meine Stute wirst Du nicht haben, denn Alles, was Du hast, ist noch zu wenig für sie.“ Sprach's und verschwand. Dergleichen Fälle sind, soweit es sich um wirklich erstklassige Pferde handelt, nicht selten, und man kann darnach begreifen, wie schwer es für einen Europäer ist, ein solches zu erlangen. Dazu kommt noch eins. Die Heimath der echten Pferde erster Klasse ist Nedschd, jenes Herzstück von Arabien, wo die Nomaden noch fast unabhängig leben, der Sultan kaum Autorität ausübt und kein Europäer Eingang findet. Aus dem Nedschd lassen aber ihre Bewohner, die Wahabiten, keine Pferde heraus und insofern hat allerdings Schwarznecker nicht unrecht, wenn er das edle, echte Wüstenpferd als ein ziemlich mythisches Thier bezeichnet, so oft es auch von phantasiereichen oder auch von unwissenden Autoren beschrieben worden ist. Nur wenn einmal die Wahabiten dem Sultan ein Pferd zum Geschenke machen oder wenn ihr Wille durch eine stärkere Gewalt gebrochen wird, verläßt ein Nedschd-Pferd seine Wüstenheimath. Das letztere war der Fall, als Mehemed Ali von Egypten 1832 das ganze Land eroberte und es neun Jahre lang besetzt hielt. Bei seinem Abzuge nahm er eine große Anzahl Pferde mit sich und so kamen Hunderte von Nedschedis nach Egypten. Danach kann man ermessen, wie wenige echte Araber bisher in Wirklichkeit nach Europa gekommen sind. Orientalische Pferde sind ja in großer Zahl importirt worden und an den schönsten Bezeichnungen für sie hat es nicht gefehlt. Man bedenke aber, daß der Orient, ja daß Arabien selbst über eine größere Zahl von Rassen verfügt. als Europa. Ein Pferd aus Yemen, aus Oman, Hidschak oder Basrein, ein Berberroß kann ein prächtiges Thier sein, aber ein echtes Nedschd-Pferd ist es eben nicht; und wenn man einem gründlichen Kenner dieses Gegenstandes glauben darf, so sind in neuerer Zeit in England überhaupt nur drei Araber edelster Klasse eingeführt worden. Ueberdies sind die Hippologen sehr zweifelhaft, ob eine Mischung mit dem arabischen Blute gegenwärtig unsere Vollblutzucht wesentlich fördern würde, und die Mehrzahl neigt zur Verneinung dieser Frage. Doch das ist eine Frage für sich und es wird dadurch nicht der Ruhm dieser adligen Thiere verringert, von denen Mohammed gesagt hat: „Ihr Schooß ist eine Kiste mit Gold und ihre Schenkel sind ein Ehrenthron“.

Rechtspflege.

— Ueber den Begriff der „Laienreden“ bei Begräbnissen hat sich das Kammergericht in einer Strafsache ausgesprochen. Der Prediger einer Baptistengemeinde hatte bei einem Begräbniß auf einem evangelischen Friedhofe auf Wunsch der Hinterbliebenen die Grabrede gehalten und war deshalb auf Grund einer Polizeiverordnung bestraft worden, welche das Halten von Laienreden auf den Kirchhöfen der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden verbietet. Das betr. Landgericht hatte im Sinne der Polizeiverordnung als „Laien“ jeden betrachtet, welcher nicht evangelischer oder katholischer Geistlicher sei. Das Kammergericht hat auf Freisprechung erkannt. Aus umfangreichen Erkenntnißgründen, welche die „D. Juristenzeitung“ wiedergiebt, seien folgende hervorgehoben: Zu jener Auslegung des Wortes „Laie“ ist irgendwo ein Anhalt gegeben. Der Ausdruck „Laie“ bildet den Gegensatz zu „Geistlicher“, „Prediger“ — nicht blos in der evangelischen oder katholischen Landeskirche, sondern in allen christlichen Religionsgesellschaften. Als ordnungsmäßig bestellter Prediger einer Baptistengemeinde ist Angeklagter „Geistlicher“, nicht „Laie“. Dabei ist es unerheblich, ob diese Baptistengemeinde Korporationsrechte besitzt oder nicht. In der Mitwirkung eines dissidentischen Predigers an sich können die Merkmale der „Ungewöhnlichkeit“ eines Leichenbegängnisses nicht gefunden werden. Noch weniger kann eine Störung des Religionsfriedens in der Ausübung dieses allgemeinen und frommen Gebrauchs erblickt werden, selbst wenn er auf dem Kirchhof einer anderen Religionsgesellschaft geschieht.

— Gegen die weitgehende Beschränkung der Oeffentlichkeit im Gumbinner kriegsgerichtlichen Prozeß hat man vielfach Bedenken erhoben. Die „Köln. Ztg.“ sagt heute: Die Kritik der von dem Gericht gefällten Entscheidung wird hier nicht beeinflußt von den Vorgängen, die sich bei verschlossenen Thüren abgespielt haben. Das kommt aber lediglich davon, daß schließlich die Freisprechung der Angeklagten von der Anklage des Mordes erfolgte. Wesentlich anders würde die Sache liegen, wenn

die Angeklagten verurtheilt worden wären. Dann würde die Fama sich schleunigst damit befassen, wie weit die Vorgänge, die sich der Oeffentlichkeit entzogen, das Urtheil beeinflußt haben. Wenn nun auch im vorliegenden Falle die Bedeutung des Ausschlusses der Oeffentlichkeit auf einem anderen Gebiet liegt als demjenigen der Sicherung einer gerechten Rechtsprechung, so kann dieser Fall doch dem Anlaß geben, um im Allgemeinen die Praxis unserer Gerichte bei der Handhabung des Ausschlusses der Oeffentlichkeit einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, zumal da auch unsere bürgerlichen Gerichte eine zunehmende Neigung zu bekunden scheinen, in gewissen Prozessen die Oeffentlichkeit auszuschließen. Das betrifft namentlich die Fälle der Majestätsbeleidigung und andere Fälle, in denen die Gerichte durch die Zulassung der Oeffentlichkeit die öffentliche Ordnung gefährdet sehen. Und doch erscheint es gerade in solchen politischen Prozessen durchaus nothwendig, die volle Oeffentlichkeit walten zu lassen. Denn der öffentlichen Ordnung erwächst daraus eine weit größere Gefahr, daß sich an solche geheimen Prozesse unwahre Gerüchte und falsche Zweifel an der Gerechtigkeit der Entscheidung knüpfen, als daraus, daß der Thatbestand, der den Gegenstand der Anklage bildet, weiter bekannt wird.

Die Natur des Nordlichts.

In neuerer Zeit haben wiederholt eingehende Nordlicht-Forschungen stattgefunden. Welche Ursachen den Nordlicht-Erscheinungen zu Grunde liegen, bildet aber noch immer eine strittige Frage. In der Hauptsache muß man sich mit der Thatsache begnügen, daß das Nordlicht eine Erscheinung ist, die in den Polargebieten mit außerordentlicher Pracht und Häufigkeit auftritt und durch letztere Eigenschaft den Polarbewohnern während der langen arktischen Nacht einigermaßen Ersatz für das schwindende Tagesgestirn bietet. Was die Ausbreitung der Nordlichte betrifft, so treten sie natürlich je nördlicher je häufiger auf, doch darf man sich keineswegs vorstellen, daß sie rings um den Nordpol selbst am meisten vorkommen. Die bisherigen Beobachtungen haben vielmehr ergeben, daß das beste Studienfeld eine Zone ist, die durch das südliche Grönland geht; nördlich von dieser tritt die Erscheinung nicht so oft auf. In ihrem Aeußeren zeigen die Nordlichte eine große Mannigfaltigkeit, z. B. werden sie in Form von leuchtenden, kräftig wallenden Bändern sichtbar, die, oft zu mehreren nebeneinander, frei in der Luft schweben. Eine noch hübsche Erscheinung jedoch bildet die sogenannte Nordlichtdraperie, die sich — so schreibt man der Berliner „Voss. Ztg." aus Kopenhagen — als mächtiger, frei schwebender Vorhang mit Falten usw. formt, und ihre Pracht wird noch erhöht durch die große Beweglichkeit, durch welche die Erscheinung sich auszeichnet. Sie kann von einer Seite des Himmels zur anderen schweben, außerdem bringt die wallende Bewegung eine wechselnde Lichtvertheilung hervor, die den Eindruck macht, als ob sich die Falten beständig gegen den Beschauer bewegten oder von diesem entfernten. Endlich können die Nordlichte, was übrigens am meisten verkommt, aber wegen mangelnder Lichtwirkung gewöhnlich nicht beobachtet wird, als schwächeres, gleichmäßiges Leuchten an größeren Theilen des Himmels auftreten. In der wissenschaftlichen Erklärung des Nordlichtproblems dürfte von allen Forschern der Direktor des meteorologischen Instituts in Kopenhagen A. Paulsen am weitesten gekommen sein. Mit Hilfe sinnreich eingerichteter Apparate und sehr empfindlicher Platten glückte es ihm, von den Nordlichtspektren zahlreiche Photographien zu nehmen, wodurch man nun nicht in der Lage war, die charakteristische gelbgrüne Nordlichtlinie nachzuweisen, sondern auch weitere Untersuchungen des Nordlichts vorzunehmen und Art und Lage vieler neuen Linien festzustellen. Zahlreiche Beobachtungen zeigen, daß die brechbarsten Strahlen des Nordlichts mit dem Kathodenlicht des Stickstoffes zusammenfallen. Der Pausen'schen Theorie zufolge ruft das Nordlicht die luftelektrischen Ströme hervor, nicht umgekehrt, wie die alte Anschauung war. Hinsichtlich der Frage, von wo die Kathodenstrahlen kommen, meint Direktor Paulsen, daß sie auf die Bestrahlung der Sonne zurückzuführen wären, aber kaum direkt von der Sonne selbst ausgesandt würden. In letzter Linie dürfte das Nordlicht aber doch in der Thätigkeit der Sonne wurzeln, denn in den letzten Jahren haben verschiedene Forscher versucht, zwischen Licht und Elektrizität eine Verbindung zu suchen, und dies ist auch einigermaßen geglückt.

Vermischtes.

Ueber undankbare Aufgaben für die Berliner Kriminalpolizei schreibt die Volkszeitung in Berlin: Bei der Suche nach dem Mörder des Rittmeisters v. Krosigk hat die Kriminalpolizei die Zahl ihrer Mißerfolge um einen neuen Fall vermehrt. In Polizeikreisen ist man über die häufigen Abkommandirungen nach außerhalb keineswegs erbaut, denn die betreffenden Kommissare kommen dabei meist in eine üble Lage. Erstens requirirt man sie nur in Sensationsfällen, die die gesammte Oeffentlichkeit beschäftigen. Ein Mißerfolg wird in solchem Falle naturgemäß weit offenbarer, als das Versagen des polizeilichen Spürsinns in einem leichteren Falle. Zweitens ruft man meistens erst dann nach Berlin um Hilfe, wenn es längst zu spät ist und alle Spuren meist verwischt sind und drittens verlangt die auswärtige requirirende Behörte stets „einen oder mehrere in Kapitalverbrechen erfahrene Beamte". Diese Erfahrung können nur einige ältere Kommissare aufweisen, die natürlich denn auch immer abkommandirt werden. Solche Methode hat zwei große Nachtheile. Sie vereinigt nämlich die nicht unbeträchtliche Zahl der auswärts erlittenen Mißerfolge auf einige wenige Personen, und jüngeren, vielleicht befähigten Kommissaren ist die Möglichkeit genommen, ihr Geschick zu bethätigen. In kriminalischon Kreisen besteht daher der dringende Wunsch, daß bei Kapitalverbrechen in den Provinzen mehr als bisher die Sicherheitspolizei der zuständigen Provinzhauptstadt herangezogen wird, denn diese Organe sind meistens auch mit den lokalen Verhältnissen des Thatortes besser vertraut, als zugereiste Berliner Beamte.

Eine Illustration des Dreyfus-Prozesses. Der ehemalige Soldat der Strafcompagnie, Auguste Fromin, der die Jahre 1898 und 1899 bei den Disciplinar-Compagnien in Algerien zubrachte, ließ sich die Hauptepisoden des Dreyfus-Processes, nicht weniger als 120 Bilder, eintätowiren. So schmücken die Porträts der Offciere, die im Prozesse Zola vernommen wurden, den rechten, das Porträt des Präsidenten Felix Faure den linken Arm; auf dem Bauche prangt Dreyfus vor dem Kriegsgerichte, indeß sich längs des Rückens eine Serie von Bildern der Degradirung Dreyfus' entrollt. Dazu gesellen sich noch die üblichen Embleme, Dolche, Schlangen, blutende Herzen u. s. w. Formin erzählte, der Militär-Arzt hätte ihm 400 Francs für die Haut geboten, die er ihm schmerzlos herunterlösen wollte, allein der Disciplinär lehnte das Anerbieten ab und behielt seine Haut, die er nun anderwärts zu Markte trägt. Er ist nämlich jetzt wegen schwerer körperlicher Verletzung vor dem Pariser Zuchtpolizei-Gericht angeklagt. Da es in dem Kopfe des Angeklagten nicht recht geheuer zu sein scheint, wurde der Gerichtsarzt beauftragt, Formin auf dessen Verantwortlichkeit hin zu prüfen.

Von der Wittwe des italienischen Königsmörders Bresci, der sich im Kerker erhängt hat, heißt es in einem Briefe der Wiener „Fr. Presse" aus Jersey City bei New-York: Ein armseliges Weib. Ein schwarzer Lappen legt sich über eine weiße Stirn, in die dunkle Harre wirr und ungepflegt fallen. Dunkle Augen mit einem Feuer, das Noth, Krankheit und herzbrechendes Leid entzündet. Auf dem Schooße der Frau liegt, nur mit einem Hemdchen bekleidet, ein dickes Mädchen von etwa 15 Monaten. Sie mag hübsch gewesen sein, die Frau, die kaum 30 Jahre zählt und die aussieht, als stünde sie vor ihrem 40. Geburtstag. Ich spreche sie italienisch an. „Oh, Sie sprechen italienisch!" sagt sie und eine sonnige Röthe geht in ihrem Gesicht auf. „Aber Sie kommen nicht von der Polizei! Oh, es ist schrecklich!" „Mich hat es zu Ihnen gezogen, weil ich mir gedacht habe, vielleicht kann ich Ihnen helfen!" „Helfen? Es waren so viele Leute bei mir, die nicht aufgehört haben, mich zu befragen. Jeder sah das Elend, aber Keiner dachte daran, mir zu helfen. Oh, jetzt mache ich mein Leben selbst. Wissen Sie, die drüben (die Anarchisten in Patterson) wollen mir auch helfen. Ich weiß, die Narren wollen jetzt Lärm schlagen und sich seiner That rühmen. Nein, er hat nicht zu ihnen gehört! Nein! Nein! Es war kein Komplott, es war ein Wahnsinn, und verrückt haben sie ihn gemacht! Die drüben in Patterson wollen sich jetzt furchtbar stellen und thun so, als hätten sie ihn geschickt, aber es ist nicht wahr. Er ist gegangen, weil er glaubte, bessere Arbeit zu finden. Ich werde ruhig arbeiten und ruhig sterben, bis meine Kinder groß sind, denn so lange muß ich doch leben!"

Chinesisches Pelzwerk. Daß die Chinesen „gerissene" Geschäftsleute sind, das haben wie der „Confectionär" mittheilt, Damen der Berliner Gesellschaft zu ihrem Leidenwesen erfahren. Sie hatten einige Offiziere der China-Expedition ersucht, ihnen doch recht schönes Pelzwerk, das in China sehr billig sein soll, zuzusenden. Die Herren beeilten sich diesem Wunsche nachzukommen, und kauften das schönste Pelzwerck, dessen sie habhaft werden konnten. Ein Theil der kostbaren Sendung ist beim Brande des Sommerpalastes in Pecking mitverbrannt, der andere Theil ist vor kurzem in Berlin eingetroffen. Es waren prachtvolle, keineswegs billige Fuchsboas, die sich, als man sie näher prüfte, als — gefärbte Kaninchenfelle herausstellten.

Bei der Probe auf seine Theorie ist in New-York der Schriftsteller und Rector **Richard Bidwell** ums Leben gekommen. Er selbst setzte seinem Leben dadurch ein Ziel, daß er von der Mitte der Broklyn-Brücke herab sprang. Bidwell hat vor kurzem ein Buch mit dem Titel „Die Herrschaft des Geistes" geschrieben. Er glaubte fest, daß der Geist der Materie überlegen sei, und daß ein Mensch jede That vollenden könne, wenn er genug Selbstvertrauen habe. Um seine Theorie zu beweisen, sprang er von der Brücke. Vorher hatte er sich in Handtücher und alte Zeitungen gehüllt und einen Rettungsgürtel umgelegt; dazu hielt er in jeder Hand eine amerikanische Fahne. Nur wenige Leute sahen seinen Sprung von der Brücke mit an. Er traf 135 Fuß darunter mit furchtbarer Gewalt auf das Wasser und verschwand. Die Leiche wurde eine Stunde später aufgefischt. — Der Mann war jedenfalls verrückt, oder — that wenigstens so!

Durch Bisse von tollen oder tollwuthverdächtigen Thieren sind nach einer Zusammenstellung des Unterrichtsministeriums 1899 303, 1900 230 Menschen in Preußen verletzt worden. Davon entfallen auf Schlesien 65, Ostpreußen 62, Posen 49, **Westpreußen** 26, Pommern 15, Sachsen und Brandenburg je 6 und Hessen-Nassau 1 Fall. Während nun im Jahre 1898 noch 9 Personen oder 3,42 Proc. und 1899 nur 2 Personen an Tollwuth zu Grunde gingen, ist im Jahre 1900 bei **keinem** der Gebissenen Tollwuth zum Ausbruch gekommen. Dieses Ergebniß ist in erster Linie der erhöhten Inanspruchnahme der Tollwuth-Abtheilung des Instituts für Infectionskrankheiten in Berlin zu danken. Die Regierung hat deshalb ihre Organe angewiesen, bei solchen Fällen auf die Nothwendigkeit und Wirksamkeit der Schutzimpfungen hinzuweisen.

Für die Redaction verantwortlich **Karl Frank** in Thorn

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 12. Juni 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 761—772 Gr. 174—176 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr Normalgewicht
inländ. grobkörnig 732—738 Gr. 132—$132^1/_2$ Mk.
transito feinkörnig 720 Gr. 96 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch große 665—680 Gr. 120—140 Mk.
transito große 638—656 Gr. 96—97 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 3,85—4,00 M.
Roggen- 4,50—4,80 Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer

Bromberg, 12. Juni 1901.

Weizen 170—175 M., abfall. blau sp. Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 136—144 Mk.

Gerste nach Qualität —.

Futtererbsen 150 Mk.

Kocherbsen 180—190 Mark.

Hafer 145—150 Mk.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn